

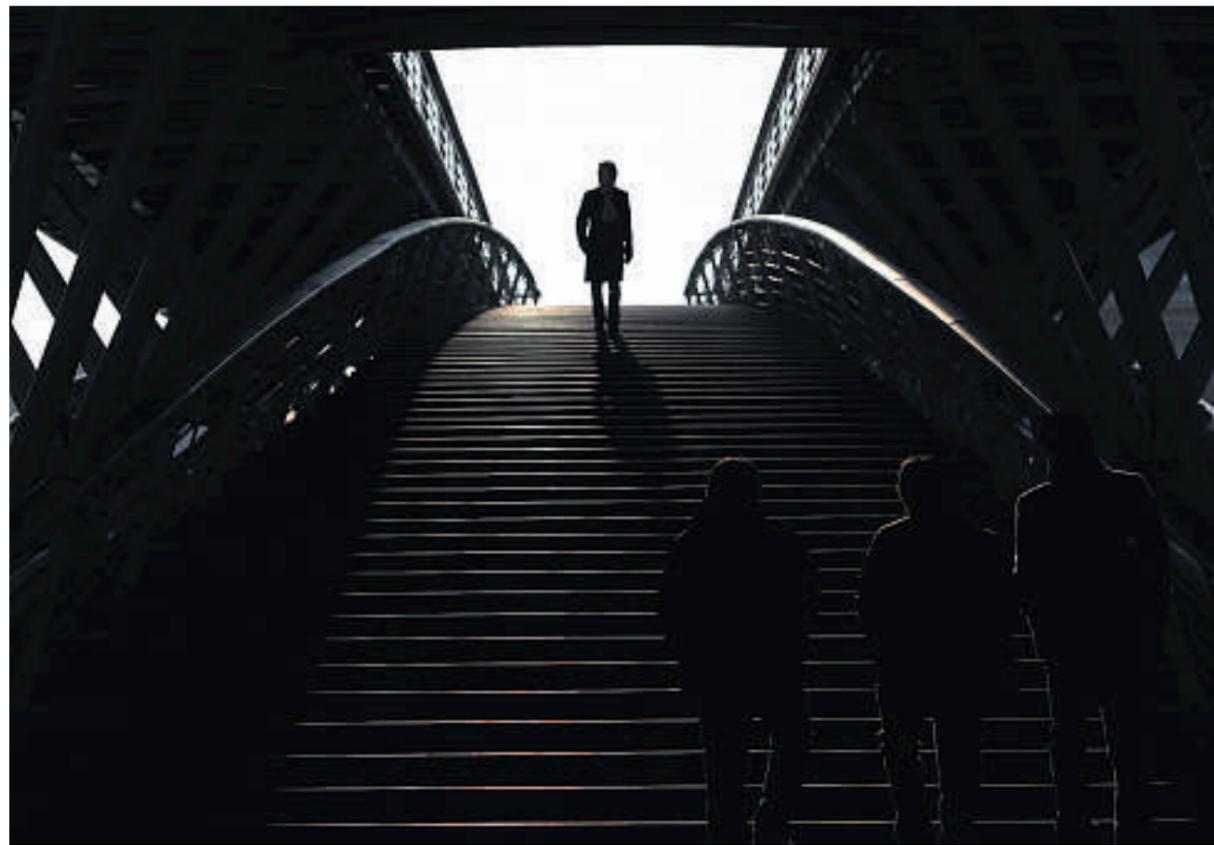
Heimlich schwul

Ein junger Serbe fürchtet sich vor dem Comingout – es brächte Schande über die Familie

Homophobie ist in der Schweiz nicht mehr salonfähig. Trotzdem verstecken viele junge Einwanderer ihre sexuelle Neigung. Sie fürchten die Reaktion ihrer konservativen Landsleute.

Matthias Daum

Zdravko, 28, trägt einen gepflegten Dreitagebart. Leicht spannt sich das weisse Polo-Shirt über dem durchtrainierten Körper. Er ist braungebrannt vom Ibiza-Aufenthalt mit den Kumpels. Playa d'en Bossa. Viel Party, viel Alkohol, viele Frauen. Doch Zdravko ist kein Balkan-Macho, sondern schwul. Nur seine Eltern wissen davon nichts. Er selber sagt: «Man merkt das nicht, man weiss es schon immer.» Seit je faszinierten ihn gleichaltrige Geschlechtsgeossen. Mädchen liessen ihn kalt. Seine Homosexualität eingestanden hat sich der Geschichts- und Spanisch-Student aber erst nach der Pubertät. Lange meinte Zdravko, er könne das Comingout auf den Sankt-Nimmerleins-Tag aufschieben. So spielte der junge Serbe den Hetero: «Ich hatte die naive Hoffnung, irgendwann schon eine Frau zu finden.» Eine, die ihn wackküssen würde aus seinem Schwulsein.



Angst davor, zu ihrem Anderssein zu stehen: Zahlreiche junge Migranten verstecken ihre sexuellen Neigungen.

GUINEA / BUCHDOVER

Schwierige Entscheidung

Mit dem eigenen Anderssein zu hadern, gehört zu einer Schwulen-Biografie. Auch in der Schweiz. Oder wie Zdravko meint: «Nicht einmal Schweizer Eltern gratulieren dir zum Schwulsein.» Aber sie akzeptieren es. Homophobie ist hierzulande nicht mehr gesellschaftsfähig. In den letzten zwanzig Jahren wurden Schwule und Lesben zu (fast) gleichberechtigten Bürgern. Man revidierte das diskriminierende Sexualstrafrecht. Homosexuelle können ihre Partnerschaften registrieren, und gemäss Umfragen würden Herr und Frau Schweizer ihnen heute sogar Kinderadoptionen erlauben.

Von dieser Freizügigkeit profitieren aber nicht alle. Mehrere tausend Schwule und Lesben mit ausländischen Wurzeln verstecken ihre Neigungen. Sie stammen meist vom Balkan, aus der Türkei, dem Nahen Osten oder Sri Lanka. Schwulsein gilt in diesen Kulturkreisen als «falsch», «widernatürlich» oder «krank». Alternativen zum Bund von Mann und Frau gibt es nicht. Für

Homosexuelle ist ein Comingout undenkbar. Denn das hiesse, sich zu entscheiden: Soll ich zu meiner Sexualität stehen und mit meiner Familie brechen? Oder ein Leben führen, für das ich nicht geboren bin?

Davor graut Zdravko. Denn seine Eltern, beide sind sie in den siebziger Jahren eingewandert, mögen keine Schwulen. Als Mutter Biljana zwei Männer händchenhaltend auf der Strasse sieht, wettet sie beim Abendessen: «Heutzutage ist wohl alles erlaubt!» Zdravko schweigt. Aber das Thema kommt immer wieder zur Sprache. Einmal entgegnet er vorsichtig: «Und was, wenn ich vielleicht jemanden kenne, der schwul ist?» – «Hör auf, solches Zeug zu schwatzen», fährt ihm Biljana übers Maul. «Sowieso: Wieso verteidigst du diese Typen?» Der Sohn verstummt.

Zdravko will keinen Streit, sondern den Eltern gefallen. Er war ein braves Kind, hat nie aufgemuckt, war ein fleissiger Schüler. «Meine Eltern und ich haben eigentlich ein liebevolles Verhältnis», sagt er. Ja, er sei ein Mutter-

söhnchen. Mit bald dreissig wohnt er noch immer zu Hause, in einer Dreieinhalbzimmerwohnung in Zürich. Es ist eng, Privatsphäre hat Zdravko kaum. Der Vater, Mihajlo, ein Diplomingenieur, ist pensioniert. Die Mutter, Biljana, besorgt neben der Arbeit den Haushalt.

Die Familie ist bedacht auf ihren Ruf im serbischen Freundeskreis. Es wäre eine Schande, einen schwulen Sohn zu haben. Schliesslich ist Homosexualität für die serbisch-orthodoxe Kirche eine Geisteskrankheit. Und die Kirche prägt Zdravkos Eltern. Trotz einer Jugend im Sozialismus und obschon sie nicht regelmässig in den Gottesdienst gehen. Aber Biljana und Vater Mihajlo sind Dorfkinde, aufgewachsen fernab der weltoffeneren Hauptstadt Belgrad. «Meine Mutter wäre eine typische SVP-Wählerin», sagt Zdravko.

Wieso aber ist Homophobie gerade unter Serben, Kroaten, Türken, Albanern, Arabern oder Tamilen verbreitet? Psychologen wie Udo Rauchfleisch meinen: «Schwule Beziehungen sind egal-

tärer und stellen das patriarchalische System dieser Kulturen in Frage.» Sprich: Homosexualität macht Männern Angst vor Machtverlust. Deshalb tut sich die katholische Kirche oder der Islam besonders schwer mit gleichgeschlechtlicher Liebe.

In der Heimat mancher Migranten ist Homosexualität gesetzlich verboten; in der Schweiz wurde sie bereits 1942 legalisiert. In Sri Lanka drohen Schwulen und Lesben bis zu zehn Jahre Gefängnis, in einigen arabischen Ländern sogar die Todesstrafe. Serbien, Kroatien und Bosnien erlaubten Homosexualität erst 1994. An der Abneigung gegenüber Schwulen hat sich jedoch kaum etwas geändert. 2008 hielten bei einer Umfrage 70 Prozent der befragten Serben Homosexualität für eine Krankheit, 60 Prozent für eine Sünde, und 50 Prozent forderten, der Staat solle gleichgeschlechtliche Liebe unterdrücken.

Viele junge Einwanderer in Westeuropa teilen diese Werthaltungen. Dies zeigen Zahlen aus Deutschland. 2007 untersuchte der Psychologe Bernd

Simon von der Uni Kiel den Zusammenhang zwischen Herkunft und Toleranz gegenüber Schwulen und Lesben. Er befragte dazu deutsche, russischstämmige und türkische Jugendliche. Die Resultate sorgten für Aufregung. 80 Prozent der jungen männlichen Türken finden es abstoßend, wenn zwei schwule Männer sich auf der Strasse küssen; bei den deutschen waren es knapp die Hälfte. Und nur ein Drittel der türkischen Jugendlichen finden, Schwule und Lesben sollten die gleichen Rechte haben wie heterosexuelle Männer und Frauen. Demgegenüber sprachen sich drei Viertel der deutschen männlichen Heranwachsenden dafür aus.

Das Thema verschlafen

Für die Schweiz fehlen solche Untersuchungen. Ebenso wie Erhebungen über die Anzahl homosexueller Migranten. Denn die hiesigen Schwulen- und Lesbenorganisationen haben das Thema verschlafen. Das räumt auch Uwe Splittdorf ein (siehe Interview). Er ist seit einem Jahr Geschäftsleiter von Pink Cross und damit Chef-Lobbyist der Schweizer Schwulen und Lesben. Aber diese Verzögerung sei erklärbar: «Erst jetzt treten einige der jungen schwulen Migranten an die Öffentlichkeit.» Somit habe Pink Cross Ansprechpartner in den Ausländergemeinden. Nun könne man deren Bedürfnisse abklären.

Aber bereits die erste Aktion zugunsten schwuler und lesbischer Migranten sorgte für einen Eklat. Die städtischen Verkehrsbetriebe Bern weigerten sich, serbische, türkische und arabische Plakate gegen Homophobie aufzuhängen. «Das könnte Ausländer provozieren», hiess es. Lediglich die Versionen auf Deutsch, Französisch und Englisch wurden erlaubt. Für Pink-Cross-Geschäftsleiter Splittdorf ein Kuschen aus falscher Rücksichtnahme. Er intervenierte persönlich beim Stadtpräsidenten. Ohne Erfolg.

Und Zdravko? Er hat Angst vor dem Comingout, Angst, die Eltern zu verlieren. Gleichzeitig mag er sie nicht länger anlügen: «Aber was, wenn sie mich nicht verstehen?» Ingeheim hofft er, sie würden ihn fragen, ob er schwul sei. Dann wäre das Versteckspiel endlich zu Ende, eine Last fielen von seinen Schultern. Wie damals, als er sich seinem älteren Bruder anvertraute und dieser ihm sagte: «Danke, dass du mir das sagst.»

Die Namen und einige Ortsangaben sind aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes geändert.

«Es herrschen Zustände wie in den fünfziger Jahren»

Pink-Cross-Geschäftsleiter Uwe Splittdorf fordert von konservativen Migranten mehr Akzeptanz

Herr Splittdorf, homosexuelle Migranten beschäftigen die Schweizer Schwulen- und Lesbenorganisationen kaum. In Deutschland und Frankreich jedoch wird das Thema eifrig debattiert. Weshalb ist das so?

Wir werden in der Schweiz erst allmählich mit dem Thema konfrontiert. Die junge Generation schwuler Migranten geht viel offener mit ihrer Sexualität um. Sie lernen in der Schule, dass man zu seiner Homosexualität stehen kann. Und fordern nun ihre Rechte ein. Das ist neu. Überspitzt gesagt, brachten sich früher die Leute lieber um, als an die Öffentlichkeit zu treten. Dieses neue Selbstbewusstsein schafft aber auch neue Probleme.

Zum Beispiel?

Eine von Migranten offen gelebte Homosexualität provoziert. So haben in letzter Zeit die Übergriffe gegen Schwule im Zürcher Niederdorf wieder zugenommen. Und junge Schwule, wenn sie vom Balkan stammen oder Muslime sind, haben meist ein «Riesenpuff» mit ihren Familien.

Gewalttätige Übergriffe ausländischer Jugendlicher gegen Schwule sind etwa in Berlin seit einigen Jahren ein Thema. Trotzdem hat Pink Cross das Thema in

der Schweiz erst dieses Frühjahr aufgegriffen. Haben Sie geschlafen?

Ja, wir sind spät dran. Wir meinten lange, ein Comingout sei für einen jungen Kosovo-Albaner oder Türken dasselbe wie für einen Schweizer oder deutschen Schwulen. Die Homophobie in diesen Kulturen war uns unbekannt. Ebenso, dass diese für jugendliche Ausländer ein Auslöser für Gewalt gegen Schwule sein kann. Dazu kam: Wir hatten andere Themen auf der Agenda. Etwa das Partnerschaftsgesetz oder das Recht auf Kinderadoption für gleichgeschlechtliche Paare.

Das Recht auf Kinderadoptionen, das vermutlich ein paar Dutzend Fälle pro Jahr betrifft, ist doch ein «Luxusproblem» angesichts von Tausenden homosexuellen Migranten, die sich fürchten, bei einem Comingout von der Familie verstossen zu werden.

Ich würde das Recht auf Adoption nicht als Luxus bezeichnen. Aber wir haben erkannt: Viele Schwule mit Migrationshintergrund führen ein völlig anderes Leben als Schweizer Schwule. Im Umgang mit ihren Schweizer Freunden ist die Homosexualität meist kein Problem, in der eigenen Familie hingegen ist sie ein Tabu. Da herrschen Zustände wie für Schweizer Homosexuelle in den

1950er Jahren. Mir sind Fälle bekannt, wo der Vater den Sohn aus der Wohnung schmiss und den Kontakt zu ihm abbrach. Unter Schweizern ist die Situation völlig anders. Ich schätze einmal, dass achtzig Prozent der Schweizer



Uwe Splittdorf
Pink-Cross-Geschäftsleiter

Eltern ein Comingout ohne Probleme akzeptieren. Die häufigste Reaktion ist: «Okay, das ist jetzt einfach so.»

Als Schwulenorganisation in die Integrationsdebatte einzugreifen, kann aber heikel sein. Fürchten Sie nicht, als ausländerefeindlich zu gelten?

Nein, warum denn? Ausländer, die bei uns leben, müssen sich mit unseren Werten auseinandersetzen – ob sie wollen oder nicht. Sicher, es braucht bei der Zusammenarbeit mit Ausländergemeinden viel Fingerspitzengefühl. Für viele ältere Einwanderer ist es unglaub-

lich schwierig, etwas zu akzeptieren, das es in ihrer Herkunftskultur nicht geben darf. Gleichzeitig müssen wir die betroffenen Homosexuellen stärker in unsere Organisationen einbinden. Sie müssen uns sagen, wie man in ihrem Kulturkreis mit solchen Fragen umgeht und welches Leben ihnen in der Schweiz vor-schwebt. Bis anhin haben wir das vernachlässigt.

Wo sehen Sie die grössten Schwierigkeiten in der Aufklärungsarbeit?

Wir müssen genau auf unsere Wortwahl achten und dürfen nicht verletzend sein. Ein Vertreter eines muslimischen Dachverbands lacht nur, wenn man ihm ins Gesicht sagt: «Auch bei euch gibt es Schwule!»

Dass muslimische Organisationen den Kontakt zu Pink Cross suchen, ist einigermaßen überraschend. Schliesslich gilt für viele Muslime Homosexualität als Unzucht.

Die Vertreter würden natürlich nie öffentlich zugeben, dass sie mit uns telefonieren. Es sind auch meist Einzelpersonen, die mit uns den Kontakt suchen. Sie haben aber erkannt, dass schwule und lesbische Migranten grosse Probleme haben. Gerade, wenn sie Muslime sind.

Dennoch gibt es in der Schweiz weder Studien über die Lebensumstände von schwulen und lesbischen Migranten noch solche über die Einstellung von jungen Migranten gegenüber Homosexuellen.

Ja, wir müssen uns auf deutsche oder Liechtensteiner Studien verlassen. Deren Ergebnisse lassen sich aber auf die Schweiz übertragen. Dennoch ist die Situation unbefriedigend. Deshalb planen wir eine eigene Studie zu Homosexualität und Migration.

Erstaunlich sind die Wissenslücken und der Aufklärungsmangel vor allem, weil sich Schweizer Städte wie Zürich oder Bern gerne mit dem Label «gay-friendly cities» brüsten.

Das ist tatsächlich erstaunlich. Zumal schwule und lesbische Themen in der Schweizer Bevölkerung grosse Unterstützung finden. Sogar die SVP hat ein eigenes Schwulen- und Lesben-Grüppchen, die Gay-SVP. Trotzdem stossen wir immer wieder auf Widerstand. Zum Beispiel in der Stadt Bern. Dort unter-sagten die Verkehrsbetriebe das Aufhängen von Plakaten gegen Homophobie in Türkisch und Arabisch. Man sagte uns, Ausländer würden dadurch provoziert.

Interview: Matthias Daum